ausgesehen, als würden wir etwas Illegales tun.

SPIEGEL: Warum haben Sie das Manuskript in den Westen geschmuggelt?

Chruschtschow: Mein Vater glaubte, der KGB werde das Manuskript beschlagnahmen. „Du kennst diese Leute nicht“, sagte er, „aber ich.“ Da habe ich von den Bändern eine Kopie gezogen, übrigens mit einem westdeutschen Tonbandgerät von Uher. Falls der KGB das Original einsackte, sollte die Kopie im Westen veröffentlicht werden.

SPIEGEL: Und wie haben Sie das gedreht?

Chruschtschow: Ein Verwandter hat mich damals Victor Louis vorgestellt …

SPIEGEL: … einem sowjetischen Journalisten, der für den KGB arbeitete.

Chruschtschow: Er war als Bote zwischen Ost und West bekannt. Seine Ehefrau war Britin, und er bot mir an, das Material bei seiner Schwiegermutter in London zu deponieren.

SPIEGEL: Wieso haben Sie ihm vertraut?

Chruschtschow: Ich habe ihm nicht vertraut, aber ich wusste keinen anderen Weg. Ich konnte schließlich die Unterlagen nicht einem SPIEGEL-Korrespondenten geben. Dann hätte der KGB mir vorgeworfen, Staatsgeheimnisse zu verraten. So konnte ich immer sagen, ich habe das Material einem KGB-Mann gegeben.

SPIEGEL: War Ihr Vater informiert?

Chruschtschow: Natürlich. Louis hat mir übrigens später erzählt, dass er sich privat mit KGB-Chef Jurij Andropow getroffen und ihn auch informiert hat. Andropow nickte nur. Dann hat Louis ihn gefragt, ob er das lesen wolle. Da hat Andropow den Kopf geschüttelt. Louis sah das als Signal, dass Andropow ihn nicht behindern werde. Und tatsächlich half ihm sogar die Auslandsabteilung des KGB, die kopierten Bänder und das Manuskript aus der Sowjetunion zu bringen.

SPIEGEL: Aber dann hat der KGB Sie doch gezwungen, das Original herauszugeben.

Chruschtschow: Stimmt, inzwischen interessierte sich Breschnew dafür, und Andropow kam in eine schwierige Situation. Da hat er uns einfach die fürs Inland zuständige zweite Hauptabteilung auf den Hals geschickt. Zum Glück fanden diese KGB-Leute nicht heraus, was ihre Kollegen gemacht haben.

SPIEGEL: In den Erinnerungen Ihres Vaters fehlen kritische Passagen zu Breschnew oder auch Fidel Castro. Hat der KGB das Manuskript gesäubert?

Chruschtschow: Louis hat das getan, weil andernfalls seine Freunde beim KGB uns nicht mehr hätten schützen können.

SPIEGEL: Werden die unverfälschten Erinnerungen Chruschtschows rekonstruiert?

Chruschtschow: Ich habe eine Kopie der Bänder. Die englische Übersetzung erscheint demnächst.

SPIEGEL: Professor Chruschtschow, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

MARCELO HERNANDEZ / AP

Unterernährtes Kind in Angola: *Apokalyptische Zustände*

AFRIKA

Anarchie und Hungertod

Während eine Jahrhundertdürre die Ernte zerstört, stürzen Warlords und Despoten das südliche Afrika ins Chaos: Es droht eine Hungerkatastrophe.

Es ist ein „erschreckender Zustand von anarchischem Chaos“, den Anton Bösl, 36, von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Simbabwe ausmacht, als sich in der vergangenen Woche die Wagenkolonnen aus der Provinz in die größeren Städte des afrikanischen Landes in Bewegung setzen.

Die letzten Habseligkeiten auf Pick-ups und Kleinlaster verstaut, verlassen über 2000 weiße Farmer ihre Grundstücke – während sich bereits Hunderte ausgezehrter Nachfolgekandidaten vor den einzelnen Anwesen versammeln und um die Beute schlagen. Am International Airport in Harare treiben sich zur gleichen Zeit die Headhunter australischer und britischer Firmen herum und locken hellhäutige Spezialisten. An den Ausgabestellen des Welternährungsprogramms hingegen bilden sich endlose Schlangen verzweifelter Schwarzer, die auf Nahrungsmittel hoffen.

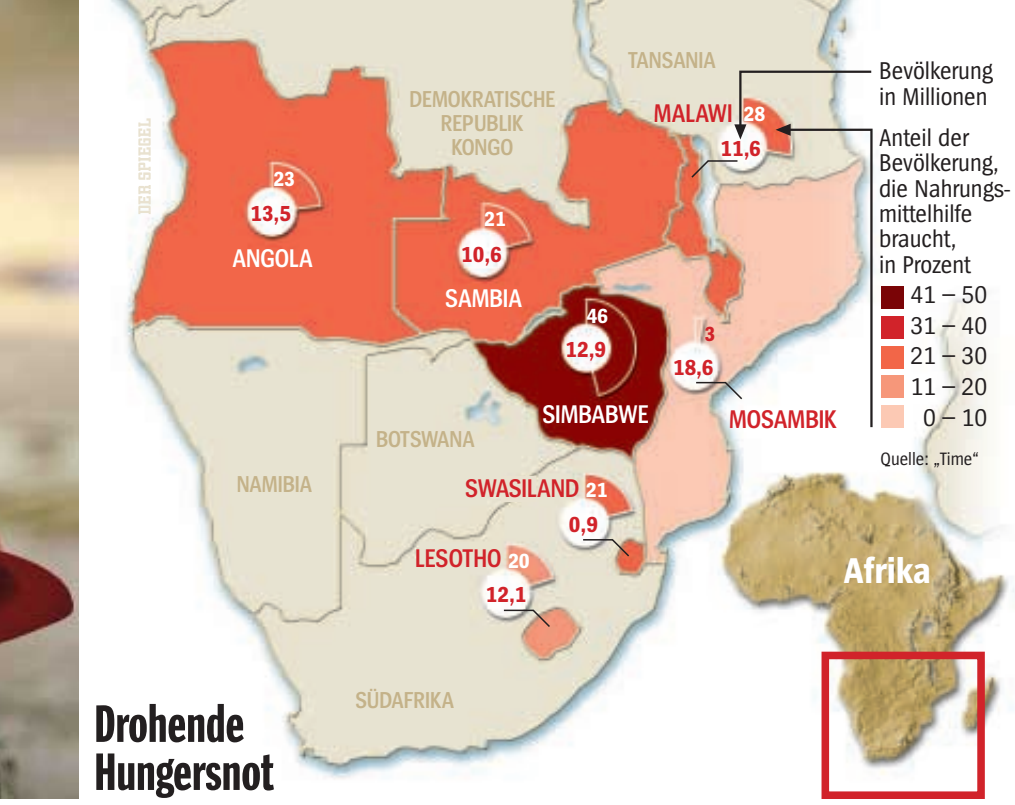
Der Exodus der weißen Farmer, von Präsident Robert Mugabe enteignet und als „Feinde des Staates“ und „arrogante Engländer“ zum Verlassen des Landes gedrängt, stößt Simbabwe immer tiefer ins Chaos. Dabei ist schon seit langem erkennbar, dass das Land, einst die Kornkammer des südlichen Afrika, gleichzeitig in die schlimmste Hungersnot seit Jahrzehnten schlittert.

Sechs Millionen Hungernde erwartet das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen bis Ende des Jahres – das entspricht 50 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes. Vor einer sich „anbahnenden Katastrophe“ warnt bereits das Hilfswerk „Brot für die Welt“.

Dabei trifft die drohende Hungersnot nicht nur das kollabierende Staatswesen des starrsinnigen Wahlfälschers Mugabe, sondern etliche Länder des südlichen Afrika. Legt man die alarmierenden Zahlen der Uno zu Grunde, könnten über 17 Millionen Menschen bis Jahresende betroffen sein: In Malawi sind es 3,2 Millionen, in Sambia 2,2 Millionen, in Angola rund 3 Millionen. Dazu kommen rund 2,4 Millionen Menschen in Lesotho, knapp 200 000 in Swasiland und über eine halbe Million in Mosambik.

Es ist ein Horrorszenario, das aufgewühlte Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen zeichnen: Geschwächt durch die Seuche Aids, die im südlichen Afrika wie sonst nirgends wütet, ganze Landstriche verheert und bereits bis zu einem Drittel aller Erwachsenen heimgesucht hat, fehlen Hunderttausenden Menschen in der Region die nötigen körperlichen Abwehrkräfte, der Unterernährung standzuhalten.

Schon jetzt, so Caritas-international-Mitarbeiter Andreas Wenzel, stürben jeden



Drohende Hungersnot

Monat „einige tausend Menschen infolge der Mangelernährung“. Helfer aus aller Welt werden mit apokalyptischen Zuständen konfrontiert: Bis zum Skelett abgemagerte Frauen schleppen ihre Kinder zu den Lagerhallen der Hilfsorganisationen. Andere siechen nur noch am Wegesrand dahin. Dabei hat das Sterben erst begonnen: Die mörderische Trockenzeit hält noch mindestens bis November an, und die Nahrungsmittelreserven sind bereits weitgehend aufgebraucht.

Grund für das sich anbahnende Unheil ist nur zum Teil eine entfesselte Natur: Während im vergangenen Jahr dramatische Regenfälle die Felder überschwemmten und in Sumpflandschaften verwandelten, wird der Süden des Kontinents derzeit von Dürre heimgesucht. Blühende Felder wurden innerhalb kürzester Zeit zu knochentrockenem Ödland.

ALEXANDER JOE / AFP / DPA

Nahrungsmittelhilfe in Mosambik
Verheerende Versorgungslage

Dass die betroffenen Länder der über sie hereingebrochenen Klimakatastrophe nahezu schutzlos ausgeliefert sind, haben sie zum großen Teil selbst zu verantworten. So beginnt sich Angola gerade erst von einem Bürgerkrieg zu erholen, der die einstige portugiesische Kolonie in den vergangenen 27 Jahren in ein Schlachthaus mit bis zu einer Million Todesopfern verwandelt und die Landwirtschaft in weiten Landesteilen komplett zum Erliegen gebracht hatte. Auf den Müllkippen in der Hauptstadt Luanda suchen Kinder nach Essensresten. Nach wie vor gibt es unzugängliche, verminte Landstriche, die überhaupt nicht versorgt werden – eine Terra incognita des 21. Jahrhunderts, in welcher der Tod unbemerkt von der internationalen Öffentlichkeit wütet.

Das Nachbarland Sambia hingegen könnte sich sehr gut selbst versorgen. Im Norden waren die Niederschläge ausreichend, um genug Mais zu produzieren. Doch nicht selten verfault die Ernte in irgendwelchen Lagerhäusern, weil sie nicht abgeholt wird.

„Politiker verdienen an den geschenkten Maislieferungen aus dem Ausland“ und verdürben die Preise, berichtet ein deutscher Entwicklungshelfer. Die Folge: Kleinbauern säen nur noch für den eigenen Bedarf. Zudem hat sich die Regierung zu lange auf die Ausbeutung der Kupfervorkommen verlassen und nicht damit gerechnet, dass der Kupferpreis auf dem Weltmarkt sinken könnte.

Nicht viel besser sieht es in Malawi aus, wo sich viele Menschen nur noch von Baumrinde und Wurzeln ernähren. Wohl um Kredite des Internationalen Währungsfonds bezahlen zu können, hat die Regierung erst im vorigen Jahr 167 000 Tonnen Getreide ins Ausland verkauft – die gesamte Reserve für magere Jahre. Nun können nach einer Schätzung des Welternährungsprogramms 28 Prozent der Bevölkerung nur dann überleben, wenn sie mit Hilfslieferungen versorgt werden – das entspricht einem Nothilfebedarf von 210 000 Tonnen an Lebensmitteln.

Für die verheerende Versorgungslage trägt allerdings auch der Internationale Währungsfonds ein Stück Mitverantwortung. So wurde jahrelang auf eine gnadenlose Liberalisierung der Agrarmärkte gedrängt, während Amerikaner und Europäer ihre eigene Landwirtschaft subventionieren. „Die Bauern wurden geradezu genötigt, hochgezüchteten Hybridmais anzubauen, weil er kurzfristig höhere Erträge bringt“, sagt Rainer Lucht, 52, von der Diakonie Katastrophenhilfe. Da dieser Mais jedoch nicht wieder eingesät werden kann, sind die Bauern gezwungen, jedes Jahr das teure Saatgut einzukaufen.

Am härtesten aber trifft der Hunger Simbabwe. Nur um die äußerste Not zu lindern, benötigt das Land 850 000 Tonnen Lebensmittel. „Wir steuern mit Volldampf in die Katastrophe“, befürchtet Anton Bösl. „Riesige Farmen, ausgestattet mit 40, 50 Traktoren und modernsten israelischen Bewässerungsanlagen, liegen von einem Tag auf den anderen brach.“

Wie dramatisch die Lage bereits sei, erkenne man daran, dass „die Menschen mittlerweile schon ihr Saatgut für die nächste Aussaat aufgegessen“ hätten, berichtet Wolfgang Nierwetberg, Geschäftsführer der Hilfsorganisation Help.

Gleichzeitig tut Simbabwes Despot Robert Mugabe alles, das Elend des Landes für sich politisch auszunutzen. Über die staatliche Einrichtung „Grain Marketing Board“ werden ausnahmslos Parteigänger des betagten Sozialisten versorgt. Während lediglich das Welternährungsprogramm noch unbehindert Lebensmittel verteilt, werden kleinere Hilfsorganisationen fortwährend gegängelt.

Im Angesicht des erwarteten Massensterbens gesellt sich nun zur Tragödie die Farce. 300 000 Tonnen Lebensmittelhilfe stellen die Vereinigten Staaten zur Verfügung. Doch weil der amerikanische Mais genmanipuliert ist und der afrikanische nicht, verweigern Robert Mugabe und sein sambischer Amtsbruder Levy Mwanawasa die Annahme.

Erst müssten einheimische Experten den amerikanischen Mais untersuchen und für gut befinden, ziert sich Mwanawasa. „Wenn er unschädlich ist, verteilen wir ihn an unser Volk. Wenn nicht, verhungern wir lieber, als uns zu vergiften.“ THILO THIELKE